

Aber so ganz einfach ist die Zucht doch nicht. Zunächst muß die Hauptfutterpflanze (meistens der Maulbeerbaum) angepflanzt sein und gerade dann, wenn die Raupen austreten, gute Blätter haben.

Dann bedarf es aber auch billiger Arbeitskräfte zum Abhaspeln der Kokons, der Pflege der Tiere usw. Immerhin wäre ein Versuch, den der weitblickende König Friedrich II. sogar für die Mark machte (in Friedrichshagen und noch anderen Orten findet man noch von dieser Zeit her stammende Maulbeerbäume), mal an einer oder mehreren Stellen zu machen.

Am Schluß mag noch erwähnt werden, daß es auf Madagaskar sogar eine Spinne gibt, deren Fäden zu Seide verspinnen werden können. Der hier lebende Madagaskar-Forscher Prof. Voelckow besitzt Proben davon. Wenn aber neulich eine Zeitung erwähnte, daß diese Spinnenseide, weil besonders leicht, sich namentlich zur Luftballonseide eignen würde, so ist dabei zu bemerken, daß es vorläufig wohl nicht genug davon gibt, um dieser Riesenindustrie zu dienen.

P. Staudinger.

* Schutz dem Grosswilde in Kamerun.

Der Aufsatz „Tierleben in Deutsch-Ostafrika“ von Rochus Schmidt in Nr. 34 der „Deutschen Kolonialzeitung“ vom 21. August und

die Stellungnahme des Verfassers zu unweidmännischer Schieberei in Deutsch-Ostafrika legen es mir nahe, auch für das gefährdete Großwild in Westafrika eine Lanze zu brechen, wenigstens soweit Elefant, Nashorn und Giraffe in Betracht kommen. Ich möchte zunächst vorausschicken, daß ich vollkommen auf dem Standpunkt von Fönel und Schmidt stehe, und will dazu bemerken, daß es ebenso wie für Ostafrika auch für Westafrika Leute gibt, die, nachdem sie ihr redlich Teil zur drohenden Ausrottung des Wildes beigetragen haben, in den von ihnen verfaßten Büchern über das Wüsten gegen die Tierwelt jammern.



Baumwollenernte in Ägypten.

Von allen Ländern Westafrikas ist Kamerun heute noch das an Großwild reichste Gebiet, besonders soweit es das Vorkommen des Elefanten anbetrifft. Nachdem infolge der rücksichtslosen Raubwirtschaft im benachbarten Kongo-Gebiet die Elefanten in erschreckender Weise dezimiert wurden, haben die arg bedrängten Dickhäuter, durch — wie ich vorweg nehmen will — bei weitem nicht ausreichende Jagdgesetze geschützt, in Kamerun wenigstens eine, wenn auch unzulängliche Zufluchtsstätte gefunden.

Der Elefant ist heute noch über die ganze Kolonie verbreitet. Er findet sich im Urwald, im Grasland, wo er bis zu 3000 Metern, d. h. bis zu den höchsten Gipfeln hinaufgeht, und in den Steppengebieten Adamaus und Bornus. Mitteladamaus ist das Gebiet Kameruns, in welchem die Elefanten dank der Bemühungen haussaischer Elfenbeinjäger, die alles wegschießen, was ihnen vor den Lauf kommt, heute schon recht selten sind. Die ganz großen Zähne, soweit sie in den Handel kommen, stammen übrigens — das gilt für alle Gebiete — aus den in Jahrhunderten zusammengetragenen Elfenbeinlagern bestimmter Häuptlingsplätze, und lebende Bullen, welche solche Zähne tragen, kommen nur noch ganz vereinzelt vor.

Es sind nun zwei Umstände, welche zweifellos dazu beigetragen haben, daß man die Zahl der noch vorhandenen Elefanten — zu deren Unglück — für weit größer hielt, als sie in Wirklichkeit ist. Das sind einmal der rege Wandertrieb der Elefanten, der die Tiere bald hier bald dort erscheinen läßt, dann aber die Art und Weise, wie der Elefant seine Anwesenheit kennzeichnet: der weithin zertrampelte Boden und sonstige sichtbare Spuren lassen stets auf eine erheblich größere Anzahl von Tieren schließen, als tatsächlich anwesend waren.

Am schwierigsten ist die Menge der vorhandenen Elefanten naturgemäß im Urwaldgebiet festzustellen, da der dichte Wald die Tiere der Beobachtung in ganz außerordentlichem Maße entzieht. Hier kam der Elefant vor wenigen Jahren noch von dem Jagdreservatorium am unteren Sanaga bis nach Suellaba, also bis unmittelbar ans Meer. Zweifellos hat im küstennahen Urwaldgebiet neben schießwütigen Europäern auch die Gründlichkeit der Schwarzen, die außer mit Fallgruben, Giftspießen usw. auch mit Gewehren arbeitete, dazu beigetragen, dem Elefanten das Leben gründlich sauer zu machen. Ich weiß nicht, ob das dem verstorbenen Duala-Häuptling Manga Bell früher gewährte Privatrecht, den Krieg gegen den Elefanten im großen Stile zu führen, seitens der Regierung inzwischen abgelöst worden ist. Zu wünschen wäre es, jedenfalls!

Auch im Grasland findet der Elefant in den überall eingestreuten dichten Waldparzellen immer noch reichlich Schlupfwinkel. Hier wie im Urwaldgebiet tritt das Tier deshalb auch vorwiegend in kleinen Trupps auf. Etwas abweichend hiervon ist das Verhalten des Elefanten in den ebenen Baumsteppen der Tsadsee-Länder. Von einzelnen Ausnahmen abgesehen, stimmen die Beobachtungen aller Einzelnen darin überein, daß sich die Elefanten in den lichten Steppenwäldern Bornus und der Nachbargebiete zu größeren Herden zusammen tun, sicherlich wohl deshalb, weil ihnen die größere Zahl besseren Schutz vor Nachstellungen bietet. Hierdurch ist aber zugleich ein treffliches Mittel an die Hand gegeben, den besorgniserregenden

Rückgang in der Zahl der Elefanten festzustellen. Denham, der sich 1822 bis 1824 im Tsadsee-Gebiete aufhielt, berichtet in seinem Reisetagebuch noch von Herden von 150, ja sogar von 400 Elefanten! (Bd. I, S. 75; Bd. II, S. 92.) Barth konnte 30 Jahre später noch eine Herde von 96 Stück feststellen. Als Nachfolger etwa 20 Jahre darauf den Tsadsee erreichte, war die Zahl der Elefanten abermals

erheblich zusammengeschmolzen. Im Jahre 1903 bis 1904 betrug die Höchstzahl der in einem Trupp beobachteten Elefanten nur noch 50 Stück. Leutnant Kund gibt allerdings für dieselbe Zeit noch eine Herde von 200 Stück an, doch scheint sich diese Angabe auf Aussagen von Eingeborenen zu stützen, die auch bei solchen Gelegenheiten selbstverständlich stark zu übertreiben pflegen. Alle Beobachtungen, die ich selbst in dem zuletzt genannten Jahre in Bornu machte, haben in mir die Ueberzeugung befestigt, daß es sich bei den Elefanten, deren Spuren bald hier, bald dort zu beobachten waren, um Tiere einer einzigen, und zwar kleineren Herde handelte, die je nach den Umständen in das deutsche, englische oder französische Gebiet wechselte.

Das „Verdienst“, dem Elefanten erfolgreich — wie die seit Denhams Zeiten verzeichneten Zahlen ergeben — zu Leibe gegangen zu sein, haben in den Tsadsee-Ländern vorwiegend die Eingeborenen, aber auch hier haben die Europäer bereits einen rührigen Wettbewerb entwickelt, und wenn nicht sehr bald und sehr energisch Remedur geschaffen wird, dürfte der Elefant in Bornu in kurzem nur noch der Sage angehören.

Der Nutzen, den der erlegte Elefant gewährt, ist ein relativ geringer. Wenn man zunächst von den Zähnen absieht, so kommt die allerdings große Menge von Wildbret in Betracht. Diese hat aber nur den höchst zweifelhaften Wert, daß sich die stets gesträubten Eingeborenen der Gegend, wo gerade die Beute gemacht wurde, den Magen mit Elefantenfleisch überladen und für einige Zeit krank werden. Ich erlebte im südlichen Bornu den Fall, daß fast die ganzen Eingeborenen eines Marahi-Dorfes sich an dem Fleisch dreier von ihnen in der Nähe erlegter Elefanten gründlich den Magen verdorben hatten und mich zwei Tage hindurch um Medizin gegen Ueberladung des Magens anstellten. Demgegenüber ist die Menge des durch die Elefantenjagden gewonnenen Elfenbeins bei zunehmender Nachfrage eine so geringe, daß die Vorräte ständig zusammenschrumpfen, daß über kurz oder lang der Bedarf der Industrie an Elfenbein nicht mehr gedeckt werden kann, und daß man dann sowieso zu Surrogaten greifen muß. Es fragt sich nun, soll man zutiebe einer Industrie,

Die bei der herrschenden Raubwirtschaft früher oder später doch auf Erloßstoffe angewiesen sein wird, das schonungslose Wegschießen der Elefanten dulden, oder soll man nicht alles daran setzen, für ein so interessantes Wild, den Zeugen einer früheren Erdperiode, wenigstens in einem Gebiete Westafrikas eine dauernde Zufluchtsstätte zu schaffen? Versuche, die man in Westafrika mit der Zähmung der Elefanten gemacht hat, scheinen bislang nicht besonders ermutigend ausgefallen zu sein; Schuld daran trägt sicherlich weniger die größere Wildheit des afrikanischen Elefanten als vielmehr der Umstand, daß der Neger — der alles, was da kreucht und fleucht, nur vom Wagenstandpunkt anzusehen gewohnt ist — der denkbar schlechteste Tierpfleger ist, den es gibt. Wenn man Zähmungsversuche also nicht mit indischen Mahauts oder ähnlichem geeigneten Personal, welches die nötige Tierliebe und Geduld besitzt, unternimmt, dürften sie wohl von vornherein mit absoluter Sicherheit als verfehlt angesehen werden.

Es ist viel über den Schaden geklagt worden, den der Elefant in den Plantagen der Neger anrichtet; man vergißt aber dabei, daß bei der großen Menschenfurcht der Viehhüter die allereinfachsten Abwehrmaßnahmen gegen unerwünschten Besuch der Farmen ausreichen. So wurden, wie ich beobachten konnte, am unteren Rungo die Elefanten durch einfaches Trommeln verschreckt, und ich wüßte keinen Fall, daß diese Maßregel, sofern sie mit einiger Ausdauer angewandt wurde, nicht geholfen hätte. Es schadet dem trägen Neger wirklich nichts, wenn ihm seine Pflanzen nicht so ganz von selbst in den Mund wachsen. Wenn die Eingeborenen trotzdem unter dem Vorgeben, der Einsätze der Elefanten nicht Herr werden zu können, die Unterstützung des dann leider stets hilfsbereiten Weißen erbitten, so geschieht das in der Hoffnung auf ein fröhliches Schlachtfest mit „plenty beef“. Daß bei solcher Gelegenheit nicht nur alle Bullen dran glauben müssen, sondern auch geringere Elefanten oder gar trüchtige Weibchen, versteht sich von selbst.

Was für den Elefanten gilt, das gilt in noch weit höherem Maße für die Giraffe und das Nashorn, die an und für sich schon in Kamerun sehr selten sind und nur in den Steppen der Tschadsee-Länder beziehungsweise Namanaas vorkommen. Der Wunsch dieses seltene Wild im „Schutzbuch“ verewigt zu sehen, um zu Hause damit renommieren zu können, ist bei den unverbesserlichen Schießern natürlich ein besonders lebhafter. Was das aber für die Existenz der seltenen Tiere bedeutet, läßt sich denken.

Nach allem Angeführten ist die Frage wohl berechtigt, ob die für Kamerun bestehenden Jagdgesetze zum Schutze des Großwildes ausreichen. Mit was für einer Art von Jägern man es oft zu tun hat, und zwar unter Leuten, bei denen man noch einigen weidmännischen Sinn voraussetzen sollte, dafür ein Beispiel: Vor wenigen Jahren waren die schönen und nützlichen Kronenkränze in Bornu so vertraulich, daß man durch die Herden, welche diese Vögel förmlich bildeten, hindurchreiten konnte, ohne daß sie aufflogen. Trotzdem fanden sich Raubjäger, die das Vertrauen schüßde mißbrauchten und aus nächster Nähe auf die Kranen knallten; nicht einmal die als Reinlichkeitspolizei unentbehrlichen Marabus und Geier, halbe Haustiere, blieben von ihren Büchsen verschont, ohne daß, wie ich versichern kann, wissenschaftliche Gründe für diese Art der „Jagd“ vorgelegen hätten. Was bei dieser Sorte von Jägern Wildschonengesetze bedeuten, wenn diese nicht die allerstärkste Fassung haben, liegt auf der Hand. Zudem würde der Grundjag „Wenn ich's nicht schieße, schieß' es ein anderer“ auch das letzte Bedenken bei solchen Leuten beseitigen. Also — nur die Regierung kann das Wild schützen!

Wildschonengebiete, wie das vor Jahren — ich weiß nicht, ob heute noch — am unteren Saouga existierende, haben bei Wild, das ständig wechselt, wie die Elefanten, wenig Wert. Tageden müßten die Jagdgesetze, und zwar recht bald einer gründlichen Revision unterzogen werden. Vor allem sollte man den Europäern das Abschießen des Großwildes, wie Elefant, Giraffe und Nashorn (auch Nilpferd) erschweren. Einmal müßten die Prämien für die Jagdscheine viel höher bemessen sein als heute; dann dürfte das Abschießen von Elefanten nur von Fall zu Fall, das von Giraffen und Nashörnern überhaupt

nicht gestattet werden. Ferner wäre es vielleicht zweckmäßig, die Jagderlaubnis auf solches Wild an eine längere in der Kolonie abgeleitete Dienstzeit, d. h. mehrere Verpflichtungen, zu knüpfen, denn auch dadurch würden die allergrößten Schieber ausgeschaltet. Beim sogenannten alten Afrikaner aber sind größere Liebe zur Natur und damit auch etwas weidgerechtere Ansichten vorauszusetzen.

Man wende nicht ein, daß sich die Durchführung strenger Jagdgesetze in der Wildnis nicht kontrollieren ließe; die Fama schreitet schnell in Afrika, und die Erlegung eines Elefanten ist selbst im dichtesten Busch kaum geheim zu halten. Wenn die verantwortlichen Behörden streng und unnachlässig — ohne Ansehen der Person — durchgriffen, gegenüber Eingeborenen sowohl wie Europäern, so würde dem in keiner Hinsicht arg gefährdeten Großwild ein, wie ich glaube, ausreichender Schutz gewährt. Arnold Schulte.

*Bitte.

Weit ab von dem rasch pulsierenden Leben der Heimat stehen unsere deutschen Truppen in den Kolonien oft an einsamen Orten, und der Sehnsuchtsdruf von Offizieren und Reitern bringt zu uns herüber: „Schafft uns Soldaten-Büchereien! Gebt uns für unsere Erholungstunden etwas zu unserer Erfrischung, Anregung und Belehrung.“

Unterstützt vom Kommando der Schutztruppe, den Gouverneuren und Truppenführern der Kolonie, habe ich es im Verein mit einer Anzahl Kolonial-Kriegervereinen in die Hand genommen, diesem dringenden Bedürfnis abzuhelfen. Der Verein ehemaliger Kameraden der deutsch-afrikanischen Schutztruppe, der unter dem Protektorat Seiner Hoheit des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg, Regenten von Braunschweig, steht, beginnt in Berlin die Reihe der Ausführungen zum Besten der in den Kolonien zu gründenden Büchereien. Seine Hoheit hatte die Gnade, auch über dies fest das Protektorat zu übernehmen. Die Ausführungen werden am 6. November abends 8 Uhr stattfinden in dem großen Saal des Landwehroffizierskasinos, Hardenbergstr. 31, am Zoologischen Garten. Der Billeterverkauf wird vom Invalidendank in die Hand genommen. Näheres über die Ausführung bringen die Zeitungen und Anschlagtafeln.

Allen Vaterlands- und Kolonialfreunden spreche ich die herzlichste Bitte aus, uns bei diesem Treugruß an unsere Schutztruppe über dem Meer durch einen zahlreichen Besuch der Aufführung freundlichst unterstützen zu wollen.

Abba Freifrau v. Lilienctron geb. Frein v. Wrangel.

Zur Baumwollfrage.

(Hierzu 4 Abbildungen.)

Die Vereinigten Staaten als Hauptproduzent von Baumwolle und Hauptlieferant für die westeuropäische Spinnerei müssen in den Erwägungen unserer maßgebenden Kreise darüber, wie unserer Baumwollindustrie durch kolonialen Baumwollbau eine gewisse Unabhängigkeit von Amerika zu beschaffen ist, naturgemäß die Hauptrolle spielen. Doch sollte auch das Studium des ägyptischen Baumwollbaues von unseren Kolonialkreisen nicht ganz vernachlässigt werden; gerade in Ägypten läßt sich lernen; wie in Afrika vorgehen ist, sollen ansehnliche Erfolge erzielt werden. Wie durch die Verbesserung der Bewässerung die Neuschaffung großer Anlagen mit Eifer nach Vergrößerung der Anbaufläche getrieben wird, habe ich in meinem Bericht über die ägyptische Bewässerung geschildert; es wird in Ägypten ein geradezu vorbildlicher Kampf geführt gegen die entsetzliche Dürre des afrikanischen Bodens.

Im oberen Teile des Landes kommen zu den Stauanlagen große Bewässerungsunternehmen, wie die in meinem früheren Bericht genannte Komombo-Gesellschaft; in Unterägypten werden Seen und Sümpfe ausgetrocknet und das gewonnene Wasser auf Oebändereien geleitet. Große Kapitalien werden angelegt; auch in diesem alten Kulturlande wird nichts aus sich selber. Große Baumwollplantagen sind in den letzten zwei Jahren bei Kasr el Damar in der Nähe von Alexandria entstanden; da haben belgische Landjagden den See von Sidi Gaber



2 1/2 jähriger Caravontca-Baum im Jardin Lombroso (Alexandrien).

Deutsche Kolonialzeitung

Sonderbeilage zu Nr. 43 vom 23. Oktober 1909.

Persönliche Erinnerungen aus der ersten Zeit ostafrikanischer Kolonialarbeit.

(Fortsetzung.)

Wer wurde nun damals mit der Führung dieser die Vertragsabschlüsse zum Ziel habenden Expeditionen beauftragt, wer in ihnen verwandt und welche Persönlichkeiten kamen überhaupt dafür in Frage? Dr. Peters selbst deswegen nicht, weil er im Interesse seiner Gesellschaft unbedingt in der Heimat nötig war, um dort den in allererster Linie erforderlichen *nervus rerum*, ohne den alle Erwerbungen wertlos blieben, zusammenzubekommen. Durch kein Geschick, eine Reihe wichtiger Persönlichkeiten zu beeinflussen, und mit tatkräftiger Unterstützung und energischer Beihilfe einzelner Mitarbeiter, von denen in erster Linie Carl von der Heydt, Dr. Friedrich Lange, Graf Behr-Bandelin, Dr. Otto Ahrendt, Dr. Schröder, Hofmarschall v. St. Paul genannt seien, sowie vieler anderer ist ihm dies im Laufe der Jahre in ausreichendem Maße nach Ueberwindung gewaltiger Schwierigkeiten gelungen. So standen zunächst seine Begleiter von der ersten Expedition zur Verfügung, Dr. Jähle und Graf Pfeil. Der erstgenannte war auch schon während der Usagara-Expedition für den Fall der Behinderung oder des Todes von Peters nach dem Beschluß der Gesellschaft für Deutsche Kolonisation zur Uebernahme des Kommandos dieser Expedition bestimmt gewesen. Auf ihn ging auch fürs erste die Vertretung der Gesellschaft in Zanzibar über. Leider hat er der kolonialen Sache nicht lange dienen können, da er bereits im Jahre 1886 von Somali ermordet wurde, also auf dem Felde der Ehre blieb. Immerhin waren Dr. Jähle und Graf Pfeil die ersten, welche sich durch Vertragsabschlüsse und Gebiets-erwerbungen um die Ausdehnung unseres ostafrikanischen Besitzes verdient machten. Als Vertreter in Zanzibar wurde Dr. Jähle im November 1885 durch den an späterer Stelle noch zu erwähnenden damaligen Assessor, jetzigen Geheimen Kommerzienrat Lucas ersetzt. Außer diesem wurden mit der Führung von oder der Teilnahme an Expeditionen einige teils ad hoc aus der Armee ausgeschiedene, teils schon verabschiedet gewesene Offiziere, wie auch andere, den verschiedensten Berufs- und Erwerbständen angehörende Herren betraut. In der angegebenen Richtung waren, abgesehen von den vorgenannten, denen auch der Name des auf der ersten Expedition in Usagara verstorbenen Herrn Otto beigelegt sei, im ersten Jahre der Kolonialgründung mit Erfolg folgende Personen tätig: Premierleutnant Weiß (jetzt Oberstleutnant a. D.), Garteningenieur Schmidt (gestorben auf der Station Sima in Usagara), Regierungsbaumeister Hörnede, Leutnant v. Anderten (jetzt Major im 2. württembergischen Feld-Artillerie-Regiment Nr. 29), Leutnant v. Carnap-Duernheim (jetzt Bezirksamtman n a. D.), Premierleutnant Schlüter (jetzt Oberstleutnant a. D.), Leutnant Freiherr v. Balow (gestorben 1892 am Kilimandscharo), Kaufmann Söhne, v. Ely (gestorben am Nyassa), Dr. G. W. Schmidt (jetzt Landeshauptmann z. D.), Leutnant Freiherr v. Gravenbutth (gestorben 1891 in Kamerun), Premierleutnant v. Zelewski (gestorben 1891 in Ubehe), Premierleutnant Krenzler (gestorben 1892 in Tanga), Leutnant v. St. Paul Jlaire (jetzt Bezirksamtman n a. D. und Direktor einer ostafrikanischen Pflanzungsgesellschaft), die Landwirte Hilgendorf und Streiß (beide gestorben 1887 in Ostafrika).

Für den Weiter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft war es damals lange nicht so einfach, Personal zu erlangen, wie heutigen Tages, wo das Reich sich bemüht, die Zukunft eines jeden bezw. seiner Angehörigen bestmöglichst zu sichern und den einzelnen, wie dies recht und billig ist, im Falle der Invalidität zu entschädigen. Dem war damals nicht so. Wer sich zum Dienst bei der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft meldete, mußte alle Brücken hinter sich abbrechen, ihm wurde z. B., wenn er bis dahin als Offizier der Armee angehört hatte, der Rücktritt in diese schon grundsätzlich nicht zugesichert, und wurde ihm derselbe nach der Rückkehr aus

Afrika tatsächlich dann im Einzelfalle doch gewährt, so geschah das nicht ohne großen Nachteil, nämlich unter Verlust der im Ausland verbrachten (jetzt natürlich als Auslands- bezw. Kriegsjahre doppelt rechnenden) Dienstzeit und unter vorläufigem Verlust am Dienstatte. Ja diejenigen, die damals in die Dienste der Gesellschaft traten und sich in Afrika betätigen wollten, hatten, sofern nicht andere Gründe für den Abschied vorlagen, mehrfach die größten Schwierigkeiten, diesen auf ihr Gesicht hin überhaupt zu erhalten. Zweifellos wirkten im letzteren Falle, wie mir selbst überzeugend klar wurde, ein großes Wohlwollen und die Fürsorge für uns bestimmend mit. Denn als ich im März 1885 mit mehreren auf Artillerie- schule in Berlin kommandierten Kameraden den Versuch machte, in die Dienste der D. O. A. G. zu treten, wurden unsere Gesuche trotz Unterstützung durch sämtliche Instanzen ablehnend beschieden, da angenommen wurde, daß wir noch sehr jungen Offiziere uns den Ernst des zu unternehmenden Schrittes nicht genügend klargemacht hätten. Daß das Kabinett mit dieser Entscheidung nicht so unrecht hatte, geht wohl daraus hervor, daß die meisten durch die Entscheidung Betroffenen es aufgaben, ihren Plan zur Durchführung zu bringen. Mir selbst wurde es nicht leicht, den einmal gefaßten und stets beibehaltenen Plan zu verwirklichen. Denn nach der ersten Verweigerung meines Gesuches von Allerhöchster Stelle machten meine damaligen Vorgesetzten die größten Schwierigkeiten, mein nunmehr wiederholt eingereichtes Abschiedsgesuch zu unterstützen, trotzdem ich in den schon vorgenannten Geheimen Legationsrat v. Kufferow dank der Hilfe des Dr. Peters einen Förderer meiner Pläne erlangt hatte. Beispielsweise fragte mich der damalige Generalinspekteur der Artillerie, General v. Voigts- Rheg, warum ich denn eigentlich nun partout herauswolle, da ich doch keine Schulden und sonstige Gründe zum Ausscheiden hätte. Als ich ihm erklärte, daß mich Passion für die koloniale Sache und ideale Gründe (so meinte ich damals; heutigen Tages bin ich mir vollkommen klar darüber, daß es ganz gemeine Abenteuerlust war; ich schäme mich derselben übrigens auch heute durchaus nicht im geringsten und wünsche mir sogar noch einen kleinen Rest von dem Artikel für spätere Jahre zu retten) leiteten, erwiderte er mir: Da sind Sie gänzlich ungeeignet, wenn Sie Passion für die Sache haben, und fallen bloß herein; wenn Sie mir sagten, ich bin kalt wie 'ne Hundeschnauze, dann würde ich sagen, in Gottes Namen gehen Sie raus. — Nun schließlich konnte mir der allgemein sehr verehrte und bei mir in dankbarer Erinnerung lebende Vorgesetzte, der es ja nur gut mit mir meinte und väterlich an mir handelte, den Abschied nicht wohl vorenthalten, so daß ich mit einer vierteljährlichen Verspätung gegen meine ursprüngliche Absicht in Zanzibar ankam, nachdem ich vorher zu den Reserveoffizieren meines Regiments versetzt worden war und als solcher den erforderlichen Auslandsurlaub erhalten hatte. Es war mir auch da noch beschieden, eine der ersten von der D. O. A. G. ausgesandten Expeditionen mit Erfolg zu führen.

Uebrigens hatte mein hoher Vorgesetzter mit der Hundeschnauze unter den damaligen Verhältnissen so ganz recht wohl doch nicht, wenigstens nicht, wenn er damit nur kalte Ueberlegung und Berechnung meinte, die natürlich bei allen wirtschaftlichen Unternehmungen neben anderem vordrängen ist. Aber in damaliger Zeit war eine recht erheblich höhere Dosis von Idealismus Vorbedingung; und über diese verfügt zu haben, ist mir noch heute eine angenehme Lebenserinnerung. Ich habe übrigens meinen damaligen Generalinspekteur in dem Verdacht, daß er selbst ein Paar Jahre später, Anfang 1889, als ich, inzwischen in die Armee abermals eingestellt, zu ihm kam, um aufterminlich den Abschied wieder zu erhalten, zwecks Eintritts in die Wissmannsche Schutztruppe, für welche ich nach Ostafrika vorausgeschickt wurde, über ein ganz Teil mehr Wärme, ja fast über etwas Feuer der kolonialen Sache gegenüber verfügte; denn er redete mir gar nicht mehr ab, ja er hatte seine Freude daran, daß ich zur Niederwerfung des Araberaufstandes mit herausziehen wollte und daß ich mir schon afrikanischen Wind hatte um die Nase wehen lassen; die kalte Hundeschnauze verlangte er damals gar nicht mehr von mir. Nun das nebenbei zur Illustration der damaligen